

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage

zur Preßburger-Zeitung No. 93.

Freitag, den 24. November 1826.

Ueber den Zweikampf und dessen Ursprung.

Dänemark, Norwegen und Schweden sind das Vaterland der Duelle. Die Bewohner dieser Länder, welche in der grauen Vorzeit ohne Gesetze, zügellos und ohne gesellige Verbindung lebten, kannten kein andres Recht und keinen andern Richter als ihr Schwert. Mit dem Degen in der Faust entschieden sie ihre Streitigkeiten; wer den Sieg davon trug, der übte jede Gewalt gegen den Besiegten aus. — Nachdem diese Völkerschaften Italien, Spanien und Gallien, einem Strome gleich, der seine Ufer übertreten, überschwemmt hatten, wurden die Duelle auch bald in diesen Ländern eingeführt und unter den Großen zur allgemeinen Sitte. — Frankreich sah sie zuerst unter Chlodovaeus Nachfolger, und zu Karls des Großen Zeiten wurde der Zweikampf als ein sicheres Mittel, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden, betrachtet. Man nannte das Duell deshalb: den Beweis durch den Zweikampf. Das Duell zwischen Guido Chabot de Jarnac und dem François Bivonne de la Chataigneraie ist das letzte aller dort autorisirten Duelle gewesen und wurde auf dem Hofe des Schlosses St. Germain en Laye, am 10. Juli 1547 unter Heinrichs II.

Regierung vollzogen. Jarnac hatte de la Chataigneraie einen Lügner geschimpft, worauf ihn dieser zum Duell herausforderte. Der König gab seine Einwilligung dazu, wollte aber selbst dabei gegenwärtig seyn. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein Günstling de la Chataigneraie den Sieg davon tragen werde. Aber seine Erwartung wurde getäuscht; Jarnac, obgleich schwach an Körperkräften, und obendrein an einem Auszehrungsfieber leidend, siegte und warf seinen Gegner zu Boden, nachdem er ihm einen Stich in's Kniegelenk beygebracht hatte. Man riß die Streitenden auseinander, der Ueberwundene, welcher erklärte, den Schimpf, in Gegenwart des Königs besiegt worden zu seyn, nicht überleben zu können, wollte sich von keinem Wundarzte verbinden lassen und starb einige Tage später an einer Verblutung, die in Folge seiner Verwundung entstanden war. Dieses traurige Ereigniß machte einen so tiefen Eindruck auf König Heinrich und derselbe wurde so sehr davon gerührt, daß er das feyerliche und mit einem Eidschwur bekräftigte Gelübde ablegte, ein solches Duell niemals wieder zu gestatten.

Die Neapolitaner hatten eine Art Herausforderung erfunden, welche eher eine Schlacht als ein Duell zur Folge hatte. Derjenige, welcher sich von einem Andern beleidigt glaubte, wählte sich einen Sekundanten und forderte seinen Gegner auf, ein Gleiches zu thun, um sich mit demselben an einem abgelegenen Orte einzufinden, wo man sich gegenseitig mit dem Degen oder der Keule vertheidigte, denn jede andere Waffe war untersagt — weßwegen man ein solches Gefecht auch

einen Kampf alla mazza zu nennen pflegte. — Diese Art Raserei kam ebenfalls nach Frankreich und erhielt sich hier bis Ludwigs XIV. Zeiten, welcher durch ein Edikt die Duelle abschaffte. — Die Anzahl der Sekundanten war nicht festgesetzt, man sah deren 10, 12, ja 20 gegen 20 streiten. Derjenige, welcher zum Sekundiren aufgefordert wurde, betrachtete diese Einladung als den sichersten Beweis der Freundschaft. Oft erboten sich auch zu solchen Dienstleistungen Edelleute die nicht selten dem Duellanten völlig fremd waren. Einen Fall der Art erzählt der Graf de Bussy in seinen Memoiren mit folgenden Worten: „Eines Tages, als ich aus dem Theater kam, wurde ich von einem Edelmann, Namens Brüc, vertraulich angeredet, und nachdem ich mit ihm bei Seite getreten war, fragte er mich: ob es gegründet sei, daß ihn der Graf de Thiangés einen Säufer geschimpft habe? — Ich antwortete, daß ich diesen Herrn selten sähe, daher auch nicht wisse, ob er sich eine solche Aeußerung über ihn erlaubt habe. — Es ist Euer Oheim, entgegnete mir Brüc, und da ich ihn nicht selbst zur Rede stellen kann, weil er seine Provinz niemals verläßt, so wende ich mich an Euch. — Nun, wenn Ihr denn verlanget, daß ich an seiner Stelle reden soll, antwortete ich ihm, so erkläre ich denjenigen für einen Lügner, der ihn eines solchen Frevels beschuldigt. — Nun, so wisset denn, erwiederte Brüc, es ist mein Bruder, und der ist noch ein Kind! worauf de Bussy erzürnt ausrief: So muß man ihm die Ruthe geben, und zog seinen Degen. So auch Brüc; aber kaum hatten sie sich zum Zweikampf in Positur gesetzt, als mehrere andere hinzutraten und

ste von einander entfernten. De Bussy ging seines Weges; aber bald wurde er auf's Neue von einem ihm Unbekannten angehalten, der zu ihm sagte: Er habe gehört, daß er den Brüc aussuche, mit dem er in Streit gerathen sei. Unter der Bedingung, daß er ihn zum Sekundanten wähle, wolle er ihm anzeigen, wo er ihn antrefse. Dann fügte er noch hinzu, daß er weder ihn, de Bussy, noch Brüc weiter als bloß den Namen nach kenne, aber seine Neigung ziehe ihn zu ihm, dem Grafen, hin, und er wolle ihm lieber Beistand leisten als seinem Gegner. Der Graf dankte ihm für sein freundliches Erbieten, indem er keinen Gebrauch davon machen könne und fügte hinzu, daß er bereits 4 seiner Freunde eingeladen hätte; bei einer größern Anzahl Kämpfer möchte am Ende eine wahre Schlacht daraus werden.

Gustav Adolph, Schwedens König, sah eben so wie Ludwig XIV. die Privatkämpfe als den Ruin aller Kriegszucht an. Um diese barbarische Gewohnheit in seiner Armee auszurotten, untersagte er das Duell bei Lebensstrafe. Zwei Generale, die mit einander in Streit gerathen waren, kamen bald, nachdem dieß Gesetz erlassen war, zum Könige und baten ihn, es zu gestatten daß sie ihre Sache mit dem Degen ausmachen dürften. Dieses Anliegen verdroß den König Gustav Adolph sehr; jedoch gab er seine Einwilligung, allein nur mit dem Zusatze, daß er selbst gegenwärtig bei dem Zweikampfe seyn, wie auch Zeit und Stunde, wann, und den Ort, wo er vollzogen werden solle, selbst festsetzen wolle. Nachdem sich die Duellanten nebst ihren Sekundanten zur bestimmten Zeit auf dem Kampfspla-

ke eingefunden hatten, ließ auch der König nicht lange mehr auf sich warten; aber er erschien nicht allein, sondern mit einem ungewöhnlich starken Gefolge, nämlich einem Regimente Infanterie, dessen Mannschaft einen Kreis bilden und den Kampfplatz einschließen mußte. Dann rief er den ebenfalls dahin beschiedenen Scharfrichter in den Kreis und sagte diesem: „Höre! Du siehst hier 2 Herren, die ihres Lebens überdrüssig sind. Sobald Du also wahrnimmst, daß einer derselben getödtet worden ist, so ergreiffst Du den andern, seinen Mörder, und schlägst ihm den Kopf ab!“ Das hatten die Duellanten nicht erwartet; so groß auch bis dahin ihre Kampflust gewesen war, so schien sie nach Anhörung jenes Kampf-Befehls dennoch völlig erstarrt. Einige Minuten lang sahen sie sich sprachlos an, dann aber stürzten sie sich Beide, als wäre es verabredet, zugleich dem Könige zu Füßen, erkannten ihr Unrecht und erhielten von demselben die Zusicherung, daß alles Geschehene vergessen und vergeben seyn solle, wenn sie auch ihren gegenseitigen Groll vergessen und sich mit einander wieder ausföhnen würden; welches dann auch auf der Stelle geschah.

Urtheile bekannter, größtentheils auch berühmter Schriftsteller, über Geistesfähigkeit und Schriftstellerei des weiblichen Geschlechts.

I. Auch Weiber haben Wiß, nur ist er selten als bastern. (Dven.)

II. Männerhirn und Dichtermuth,

Steht nie der Stirn der Mädchen gut. (Thümmel.)

III. Was wäre das vollkommenste Weib, wenn sie nicht Weib bliebe? (Meißner.)

IV. Man verzeiht es einer Frau, wenn sie viel weiß, aber man duldet es nicht, daß sie ihr Wissen außrame. (Castelli.)

V. Es wird wohl keinem unparteyischen Beurtheiler einfallen, das zu bestreiten, was man von jeher wider die Schriftstellerei der Weiber gesagt hat. Die Weiber sollen wohl lesen, aber schreiben sollen sie nicht. Viel zu empfinden, viel zu denken, viel zu combiniren, ist der gelehrten Weiber Sache nicht; aber viel zu wissen, ist ihr Steckenpferd. Was ist also deutlicher, als der Sporn der Eitelkeit? die Sucht nach Auszeichnung, nach Epoche? — Es ist nun einmal in der Natur des weiblichen Geschlechtes, mit seinen Vorzügen brilliren zu wollen, und Aufsehen zu machen. Freilich ist ein Autor von keinem Geschlecht; allein bei literarischen Productionen der Weiber kann man diesen Gemeinpruch in so ferne ironisch deuten, als jeder vorurtheilsfreie Leser eines weiblichen Geisteswerkes fast alle Augenblicke auf contrastirende Spuren eines Secundanten stoßen wird. (F. Gräffer.)

VI. Ein weibliches Herz lebt poetischer, als es schreibt. Weiber sind mehr dazu geboren Kunstwerke zu seyn, als Künstler. An Mädchen — diesen Menschenrosen — sehe ich Gedichte oft für Schlafäpfel an, die an ihnen, wie an Rosen, nur durch eingespündete fremde Eyer anschwellen; Rosenblätter sind immer lieblicher, als Rosenäpfel. Die Mädchen trinken Wasser, und tunken darein; ihr Phöbus zieht Wasser, und verbleibt im Wassermanne. Allein in der Ehe entweicht

diese holde Liebhaberei; wie die Sonnenblume nur in der Jugend sich nach Phöbus dreht. (Jean Paul.)

VII. Der weibliche Geist und Körper ist zu zart und zu wallend, zu fein und zu feurig für geistige Anstrengung; beide erhalten sich nur durch ewige Zerstreung häuslicher Arbeit. (Jean Paul.)

(Fortsetzung folgt.)

M i s z e l l e n.

Die Pariser Schwimmer und Taucher zeichnen sich aus, wie denn überhaupt (?) die Kunstfertigkeit der Franzosen vor der aller übrigen Völker sich hervor-
thut. Einer derselben wettete z. B. dieser Tage, daß er jedes hineingeworfene Geldstück aus der Tiefe des Stromes herausholen wolle, und wenn er es fehle, zahle er es doppelt zurück. Er fehlte es aber niemals. — Ein Zweiter tauchte mit voller Uniform, einen Säbel in der einen und einer Flinte in der andern Hand, unter und wieder auf, und als er das vollendet hatte, tauchte er in Mannskleidern auf den Grund und kam in Frauenkleidern wieder auf die Oberfläche.

Eine neue Erfindung des Luxus, die in London gemacht wurde und unter den höhern Klassen allgemeinen Beifall gefunden hat, sind Oblaten, die eine Gemme mit einer ausgezeichneten Antike vorstellen. Die erhabene Figur ist stets von einer andern Farbe, als der Grund. Ein Brief mit einer solchen Oblate verschlossen, kann durch keine der geheimen Künste geöffnet werden, denn die mindeste Verletzung des Siegels wird

augenblicklich sichtbar. Man kann indessen leicht denken, daß diese eleganten Oblaten weit theurer, als die gewöhnlichen sind. Wirklich wird das halbe Hundert mit einem Schill. (30 fr. G. M.) bezahlt.

A n e k d o t e.

Ein Schulman, der seine Zöglinge in den Anfangsgründen der Himmelskunde unterrichtete, dictirte ihnen die lateinischen Namen der Sternbilder im Thierkreise, nannte aber vor jedem auch den deutschen Namen des Bildes z. B. Steinbock — capricornus; Wassermann — aquarius; Fische — pisces u. s. w., alles ziemlich monoton und nicht in der deutlichsten Aussprache. Am Schlusse bemerkte er erläuternd, daß dies merkwürdige Thiere, Menschen und Sachen wären, die man zum ewigen, rühmlichen Andenken unter die Sterne versetzt habe. „Ei,“ rief einer der Knaben aus, „was wird sich mein Herr Pathe, der Dichter, freuen, daß er so berühmt geworden ist!“ Der Lehrer forschte der Veranlassung des Irrthums nach. — Der Knabe hatte verstanden und niedergeschrieben: „Wassermann — Actuarius Fischer.“ So hieß sein Pathe und war der berühmteste Gelegenheitsdichter des Ortes.

S o m o n y m.

(Gegenstück und zugleich Lösung desjenigen in Nr. 92.)

Mag immer der Feind es umschlingen,
Mag seine Grenzen umringen,
Mag drohen der Habe — dem Leben:
Den Sieg wird der starke ihm geben,
Durch ihn ist es mächtig beschützt!

Doch fliehen der Kummer, die Sorgen,
Für immer ist jener geborgen
Und ferne der Quell von Beschwerden.

Stets glücklich hienieden auf Erden,
Der sich auf mein Dasein gestützt! (M. B.)
